

Title	Humboldts Sprachphilosophie und die Möglichkeit einer Erkenntnistheorie der Geschichtswissenschaft
Sub Title	フンボルト言語哲学と歴史認識論の可能性
Author	神田, 順司(Kanda, Junji)
Publisher	慶應義塾大学藝文学会
Publication year	2013
Jtitle	藝文研究 (The geibun-kenkyu : journal of arts and letters). Vol.105, No.2 (2013. 12) ,p.247 (54)- 260 (41)
JaLC DOI	
Abstract	
Notes	ヨーゼフ・フルンケース教授退任記念論文集
Genre	Journal Article
URL	<a href="https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN00072643-01050002-0247">https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN00072643-01050002-0247</a>

慶應義塾大学学術情報リポジトリ(KOARA)に掲載されているコンテンツの著作権は、それぞれの著作者、学会または出版社/発行者に帰属し、その権利は著作権法によって保護されています。引用にあたっては、著作権法を遵守してご利用ください。

The copyrights of content available on the KeiO Associated Repository of Academic resources (KOARA) belong to the respective authors, academic societies, or publishers/issuers, and these rights are protected by the Japanese Copyright Act. When quoting the content, please follow the Japanese copyright act.

# Humboldts Sprachphilosophie und die Möglichkeit einer Erkenntnistheorie der Geschichtswissenschaft

Junji Kanda

## I

Die Geschichtswissenschaft ist in Gefahr. Als Benedetto Croce Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner *Theorie und Geschichte der Historiographie* die Rolle der Subjektivität in der geschichtlichen Erkenntnis nachdrücklich betonte, übte er eine große Wirkung auf die Geschichtswissenschaft aus,<sup>1</sup> die sich bisher, von einigen Ausnahmen abgesehen, ohne erkenntnistheoretische Reflektion auf den naiven Objektivismus gestützt hatte. Die These von der Subjektivität in der geschichtlichen Erkenntnis wurde von dem englischen Philosophen und Historiker Collingwood weiter entwickelt und bis zum Subjektivismus gesteigert, dem gemäß die Geschichte ausschließlich von Historikern konstruiert werden sollte.<sup>2</sup> Diese Strömung des Subjektivismus schien zwar durch das von Historikern behauptete „Vetorecht“ der Quellen aufgehalten und zum vorläufigen Stillstand gebracht worden zu sein.<sup>3</sup> Aber seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts verstärkte sie sich durch den Postmodernismus, der als radikaler Geschichtsnihilismus nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch auf die Geschichtswissenschaft negativ einzuwirken begann. Trotz der theoretischen Differenzen seiner einzelnen Vertreter ist dem Postmodernismus eine Sprachauffassung gemeinsam, in der behauptet wird, daß ein Text, einerlei, ob literarischer oder historischer Art, keine Beziehung zu einer Außenwelt habe, daß die Außenwelt vielmehr selbst nur eine Fülle von

Zeichen sei, die keinen archimedischen Punkt habe.<sup>4</sup> Diese Sprachauffassung übt nun in Verbindung mit dem narrativen Relativismus Hayden Whites, der nach der Veröffentlichung 1973 zunächst wenig Beachtung fand und erst in der verstärkten Strömung des Subjektivismus wiederentdeckt worden ist, auf die Geschichtswissenschaft eine fatale Wirkung aus.<sup>5</sup> Die Geschichtswissenschaft befindet sich jetzt in Gefahr, ihren empirisch-wissenschaftlichen Charakter zu verlieren und letzten Endes ein Produkt poetischer Imagination zu werden, so daß sie, wie der holländische Postmodernist Franz Ankersmit radikal behauptet, keine kognitive Funktion mehr, sondern nur einen ästhetischen und rhetorischen Charakter haben werde.<sup>6</sup> Die Sprachauffassung des postmodernen Geschichtsnihilismus ergibt sich aus der kritischen, aber oft eigenmächtigen Auseinandersetzung mit der Sprachwissenschaft von Ferdinand de Saussure. Derrida zum Beispiel versucht, um mit der Tradition der europäischen Metaphysik und Philosophie radikal zu brechen und sein irrationales Prinzip der *différence* zu rechtfertigen, die von Saussure sorgfältig eingeführte Unterscheidung zwischen Bezeichnendes (*signifiant*) und Bezeichnetes (*signifié*)<sup>7</sup> absichtlich als die Unterscheidung zwischen Zeichen und Dingen zu interpretieren und damit in Saussures eher phonozentrischer Sprachwissenschaft einen angeblichen Logoentrismus zu sehen.<sup>8</sup> Die Saussure-Rezeption von heute wird mehr oder minder durch diese Sprachauffassung des Postmodernismus inszeniert. Eine ahistorische Tendenz trägt Saussures Sprachwissenschaft allerdings schon als Keim in sich. Indem Saussure aus der bisherigen Sprachwissenschaft „die Tyrannei“ des irreführenden Buchstaben vertrieb, versuchte er sie auf der empirischen Grundlage der Phonologie zu konstituieren.<sup>9</sup> Von daher hatte seine Sprachwissenschaft wesentlich einen phonozentrischen Charakter. Sie eignet sich zwar für die Untersuchung der Lautsysteme und Wortformen sowie ihrer geschichtlichen Änderungen, aber sie kann trotz ihrer scheinbar historisch orientierten Struktur keineswegs den Anspruch der Historiker erfüllen, die sich besonders für die Wörter in ihrer historischen Erscheinung und ihre begrifflichen Wandlungen sowie für deren soziale und politische Zusammenhänge interessieren.

Um diesen Anspruch der Geschichtswissenschaft zu erfüllen und zugleich den sprachphilosophisch argumentierten postmodernen Geschichtsnihilismus zu überwinden, scheint aber die klassische Sprachwissenschaft, vor allem die Sprachphilosophie Wilhelm von Humbolts sehr wohl geeignet zu sein. Im Angesicht des katastrophalen Ausgangs des Postmodernismus ist es mehr denn je notwendig, zur klassischen Sprachphilosophie zurückzukehren und ihre Bedeutung und Wirksamkeit von Grund auf zu fassen. In der Tat hat man schon begonnen, auf die deutsche Sprachphilosophie, besonders auf die Sprachphilosophie Herders, Schleiermachers, Schlegels und Humboldts zurückzugreifen und sie neu zu schätzen. Dieser Versuch ist nicht zufällig. Während sich die neuere Sprachwissenschaft, vor allem die angelsächsische, auf ihre sehr begrenzten Sprachkenntnisse stützt, liegen der klassischen deutschen Sprachphilosophie außerordentlich umfangreiche Sprachkenntnisse zugrunde.<sup>10</sup> Nachgerade erstaunlich sind z.B. die Sprachkenntnisse Wilhelm von Humboldts. Er beherrschte Französisch, Englisch, Italienisch und in geringerem Maße auch Spanisch. Zum Studium der alten Sprachen beschäftigte er sich mit dem Baskischen, Provenzalischen, Ungarischen und Tschechischen. Er untersuchte auch die Eingeborenen-sprache Nord-, Süd- und Mittelamerikas und studierte intensiv Sanskrit sowie Arabisch und Chinesisch. In seinen späten Jahren widmete er sich nicht nur den malaiisch-polynesischen Sprachen, sondern auch den Sprachen Burmas, Neuseelands, Tahitis, Madagaskars und schließlich der malaiischen, gelehrten Hochsprache, Kawi, die ihn zu seiner großen Arbeit herausfordern sollte.<sup>11</sup> Aufgrund dieser erstaunlich umfangreichen und langjährigen Sprachforschungen brachte Humboldt sein großes Interesse nicht nur den Änderungen der Wortformen und Grammatik, sondern vielmehr dem Phänomen der Sprache insgesamt, nämlich der Sprache und ihrem Zusammenhang mit Kultur und Nation entgegen, auf deren Untersuchung die neuere Sprachwissenschaft seit Saussure teils um der „Wissenschaftlichkeit“ willen, teils wegen ihrer begrenzten Sprachkenntnisse verzichtet. „Überhaupt“, so betont Humboldt, „muss man sich bei Sprachuntersuchungen wohl hüten, zu sehr und zu abschneidend zu

trennen. Die Sprache muss immer von der Seite ihres lebendigen Wirkens betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen, und mehrere mit einander vergleichen will. Eine Sprache ist auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Process, wie das Leben ein körperlicher.“<sup>12</sup>

## II

Außer einigen kleineren Schriften und Vortragsmanuskripten wurden Humboldts umfangreiche Arbeiten zur Sprachphilosophie zu seinen Lebzeiten nicht publiziert. Dazu gehören seine Arbeit „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“, die er wohl in den Jahren 1827-29 niederschrieb, und die Einleitung zum Kawi-Werk, „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“, die er zwischen 1830 und 1835 ohne Zweifel auf der Grundlage jener Arbeit sowie einer anderen grammatischen Abhandlung ausarbeitete. Diese berühmte Einleitung scheint Humboldt jedoch unter den schwierigsten Umständen geschrieben zu haben, weil er schon seit 1829, dem Todesjahr seiner Frau Caroline, an der Parkinson-Krankheit gelitten hatte.<sup>13</sup> In den sprachphilosophischen Arbeiten aus seiner späten Zeit, vor allem in dieser Einleitung fällt der schwierige, oft „kaum verdauliche, selbst guten Willen am Ende erlahmen lassende Styl“ auf.<sup>14</sup> Doch gerade aus diesem „Wort-Dschungel“<sup>15</sup> taucht die geschichtlich orientierte Sprachphilosophie auf, die sich auf seine umfangreiche empirische Sprachforschung gründete.

Humboldts Sprachphilosophie ist nicht nur die methodologische Begründung seiner Sprachforschung, sondern auch der sprachphilosophische Versuch, den modernen Subjektivismus kritisch zu überwinden, der seit Descartes in der europäischen Philosophie verschieden modifiziert überliefert ist.<sup>16</sup> Indem er die Sprache, wie wir sehen werden, als dynamische Einheit von Sinnlichem und Rationalem, von Individuellem und Allgemeinem faßt, entwirft er ein intersubjektive Welt von

Menschen, die er „als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken [...] aus sich selbst heraus objektivierte Welt“ bezeichnet.<sup>17</sup> Die Sprache ist in diesem Sinne kein Instrument, sondern ein sich selbst produzierender Prozeß des menschlichen Geistes. Von daher ist sie für ihn eigentlich „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia)“.<sup>18</sup> Innerhalb der Sprache könne es, so Humboldt, „keinen ungeformten Stoff“ geben, „da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist“.<sup>19</sup> Die geistige Vermittlung beginne „schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute“, [...] der ja eben durch Formung zum articulirten wird.“ Dieser Stoff der Sprache bilde sich nun einerseits aus dem „Laut überhaupt“ und andererseits aus der „Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen“.<sup>20</sup> Das sinnliche Element dieses Stoffs wird aber für ihn erst durch die Artikulation mit dem geistigen synthetisch verbunden. Aus dieser subjektiven Tätigkeit bilde sich, so Humboldt, die Vorstellung, die ihr gegenüber zum Objekt werde, und „als solches auf [sic!] neue wahrgenommen, in jene“ zurückkehre. „Die Vorstellung wird also in wirkliche Objektivität hinübersetzt, ohne darum der Subjektivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese [...] immer vorgehende Versetzung in zum Subjekt zurückkehrende Objektivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahres Denken unmöglich“.<sup>21</sup>

Humboldt faßt die Sprache als „das bildende Organ des Gedanken [sic!]“ auf, das „die intellectuelle Tätigkeit“ schon in sich schließt.<sup>22</sup> In tiefer Überzeugung bezeichnet er sie als „eine Arbeit des Geistes“, die der Bildung des Begriffs vorausgeht.<sup>23</sup> Das Sprechen ist von daher für ihn „eine notwendige Bedingung des Denkens“ selbst des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. Jedoch hebt er hervor, daß sich die Sprache „nur gesellschaftlich“ entwickeln könne. Der Mensch verstehe sich selbst nur, „indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andre[n] versuchend geprüft“ habe. Wenn „das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde“ wiedertöne, dann werde „die Objektivität der Sprache gesteigert“. Aber dadurch werde „der Subjektivität nichts beraubt“, weil „der Mensch sich immer Eins mit

dem Menschen“ fühle; ja sie werde sogar verstärkt, „da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliesslich Einem Subjekt“ angehöre. Indem sie in andre übergehe, schließe sie sich „an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an“.<sup>24</sup> „Aus dem Sprechen“ erzeuge sich auf diese Weise „die Sprache“, nämlich „ein Vorrat von Wörtern und System von Regeln“,<sup>25</sup> die wegen ihres gesellschaftlichen Charakters mit der einzelnen Sprachgemeinschaft, der Kultur und der Nation eng verbunden sei. Diese Sprache, so fährt Humboldt fort, „wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an“.<sup>26</sup> Jetzt trete aber „die entgegengesetzte Ansicht“ ein, „nach welcher die Sprache wirklich fremdes Objekt [ist], ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist“.<sup>27</sup> Humboldt macht auf die objektive Seite der Sprache aufmerksam, die sich „durch die Überlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbsttätig erzeugen muss“, als „die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt“.<sup>28</sup> Deshalb scheint es ihm klar, „wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist“.<sup>29</sup> Diese Sprache ist jedoch ihm zufolge „gerade objektiv einwirkend und selbständig, als sie subjektiv gewirkt und abhängig ist“. Denn sie habe „nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte“, „ihr gleichsam todter Theil“ müsse „immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniss, und folglich ganz in das Subjekt übergehen“.<sup>30</sup> „Doch es ist immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dass er nichts als ein Ausfluss des ganzen Menschengeschlecht ist“.<sup>31</sup> Die Sprachforschung, die für ihn die Sprache als eine solche dynamische Einheit von Subjektivität und Objektivität zum Gegenstand macht, wird „durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt“.<sup>32</sup> Einen Anfang der Sprache „sich denken, oder gar erklären zu wollen, werde, so Humboldt, nur „auf leere Voraussetzungen führen“.<sup>33</sup> Denn jede Sprache als „die Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit“, die schon einen Stoff von früheren Genera-

tionen aus unbekannter Vorzeit empfangen habe, sei „immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend“.<sup>34</sup>

Humboldt faßt die Sprache gerade als diesen dynamischen Prozeß auf, in dem „kein[ ] endliche[r] Stillstand an erreichtem Ziele“ zu finden ist.<sup>35</sup> Im Hinblick darauf ist seine Sprachphilosophie mit Hegels Sprachauffassung zu vergleichen. In seiner dialektischen Entwicklung der Intelligenz im „subjektiven Geist“ betrachtet Hegel die Sprache als abschließendes Moment des Übergangs von der unmittelbaren Anschauung zum Denken. Die Sprache gibt den Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen „ein zweites, höheres als ihr unmittelbares Dasein“, das aber noch „im *Reiche des Vorstellens*“ liegt.<sup>36</sup> Dieses höhere Dasein als ein Synthetisches solle „erst im Denken zu der konkreten Immanenz des Begriffs werden“.<sup>37</sup> In diesem Sinne ist die Schriftsprache der Hegelschen Ansicht nach intelligenter als die Tonsprache, und die Buchstabenschrift, vor allem die Namen sind das Wichtigste, weil es gerade die Namen sind, in denen „wir denken“.<sup>38</sup> Weil Hegel begriffliches Denken für das Konkreteste hielt, weist er der Sprache zwar eine wichtige, aber nur sekundäre Stelle in der Entwicklung des Geistes zu. Dagegen spielt die Sprache bei Humboldt die zentrale Rolle, die in ihrer Entwicklung keineswegs aufzuheben ist. Das dynamische Verhältnis von Subjektivem und Objektivem, von Individuellem und Allgemeinem, zeigt sich, wie gesehen, als das sich unaufhörlich bewegende Prinzip des geistigen Prozesses. In diesem Sinn kann es als ein ewiges „Oszillieren“ bezeichnet werden,<sup>39</sup> das von jeder metaphysischen Deutung befreit ist. Aber das gilt nur, soweit es sich um die Sprache oder die anderen offenen, ziellosen Phänomene handelt. Wenn dies Prinzip des ewigen Oszillierens auf zielbewußte Handlungen wie politische Bewegung, Arbeiterbewegung, Staatbildung usw. angewandt wird, ergibt sich daraus eine Unentschiedenheit, die Humboldt selbst in seiner früheren Staatsauffassung gerade mit Bezug auf das Verhältnis von Mündigkeit des Staatsbürgers einerseits und Bevormundung des Wohlfahrtsstaats andererseits zeigte.<sup>40</sup> Unter diesem Vorbehalt scheint jedoch seine Sprachphilosophie, die das dynamische Verhältnis zwischen Subjektivem und



Objektivem konkret zum Ausdruck brachte, für die Begründung einer Erkenntnistheorie der Geschichtswissenschaft sehr gut geeignet zu sein. Dagegen zeigt sich die Sprachauffassung Saussures allzu statisch, um für die Geschichtswissenschaft als eine erkenntnistheoretische Grundlage zu dienen. Weil er, wie gezeigt, aus seiner Sprachwissenschaft absichtlich „Buchstaben“ vertrieb, konnte er (Saussure) die sprachlichen, ja phonetischen Änderungen in der Geschichte erst nachher im Vergleich zu ihren früheren Formen erkennen, ohne dabei ihre subjektive sowie objektive Ursache und Wirkung konkret zu zeigen. Er sagte: „Das Fortbestehen“ der Sprache „trägt notwendigerweise die Umgestaltung in sich, eine mehr oder weniger beträchtliche Verschiebung der Beziehungen“.<sup>41</sup> Die Sprache sieht bei ihm so aus, als ob sie als eine Struktur ohne Subjekt ewig vorgehen würde. Seine Sprachauffassung scheint deshalb eigentlich dem geschichtlichen Denken fremd.

### III

Der unmittelbare Gegenstand der geschichtlichen Untersuchung, mit dem sich ein Historiker von seinem Standpunkt aus auseinandersetzt, ist historischer Text, der schriftlich oder mündlich überliefert ist. Einerlei, ob der Text Handschrift oder publiziertes Dokument oder aber diktierter Aussage ist, ist er sprachlich ausgedrückt. Er vermittelt dem Historiker das Bild der Vergangenheit, das von einem bekannten oder unbekanntem Autor nach dessen Eindrücken entworfen wurde. Soweit der Text sprachlich ausgedrückt ist, enthält er aber der Sprachphilosophie Humboldts zufolge den Gedanken des Autors in sich, der vor allem in seinem Wort oder der Wortbindung als Begriff klar zum Ausdruck kommt. Wenn die Sprache, wie Humboldt betont, durch ihren gesellschaftlichen Charakter mit ihrer Sprachgemeinschaft und deren Kultur eng verbunden ist, ist daraus zu schließen, daß der Begriff, der nur durch die Sprache ausgedrückt wird, notwendigerweise auch mit ihrer sprachlichen und kulturellen Gemeinschaft eng zusammenhängt. Er steht in diesem Sinn auch unter der geschichtlich gebildeten „Macht der Sprache“.

Der Autor des Texts in der Vergangenheit wurde also durchaus doppelt, sowohl von seiner Sprachgemeinschaft als auch von der historischen „Macht der Sprache“ bestimmt. Bewußt oder unbewußt schrieb er den Text nicht *beliebig*, sondern erst unter den bestimmten gesellschaftlich- und geschichtlichen Sprachbedingungen. Es wird auch in der Geschichtsschreibung klar, „wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist“.<sup>42</sup>

Auf der anderen Seite versucht der Historiker von seinem gegenwärtigen Standpunkt aus den vergangenen Text zu rekonstruieren. Er kann aber den Text auch nicht *beliebig* konstruieren. Einerlei, auf welchem weltanschaulichen Standpunkt er auch stehen mag, ist er notwendig von seiner gegenwärtigen Sprachgemeinschaft bestimmt, soweit er den Text nur durch die Sprache deuten und seinen gedeuteten Text ausdrücken kann. Ganz ähnlich wie der Autor des Textes in der Vergangenheit, wird der Historiker in der Gegenwart auch doppelt, durch seine Sprachgemeinschaft sowie auch durch die geschichtlich gebildete „Macht der Sprache“ bedingt. Allerdings hat der Historiker, wie der Autor des Textes, in seiner Sprachgemeinschaft nicht alle Wörter und Begriffe mit den anderen gemein. Wie Humboldt sagt, besitzt jeder bedeutende Schriftsteller „seine eigne Sprache“.<sup>43</sup> Diese sprachliche Individualität werde nicht sichtbar, wo sie sich „unter der Allgemeinheit“ der Sprache und des Begriffs „verbirgt“. Sie trete aber deutlich ans Licht, wenn die erhöhte Kraft die Allgemeinheit durchbreche, und auch für das Bewußtsein schärfer individualisiere.<sup>44</sup> Jedoch kommt in der geschichtlichen Untersuchung die Allgemeinheit der Sprache dem Historiker klar zum Bewußtsein, wenn er den vergangenen Text, der zur anderen, zeitlich entfernten Sprachgemeinschaft gehört, mit der Sprache, und sogar mit dem Begriff der Gegenwart zu deuten versucht. Gerade in diesem Versuch, in dem der vergangene Text dem Historiker oft als fremder, als nicht verstehbarer entgegentritt, wird sich der Historiker nicht nur der Diskrepanz zwischen der Sprache des Textes und seiner eigenen, sondern auch des Unterschieds der beiden Sprachgemeinschaften bewußt, in denen die jeweilige Allgemeinheit herrscht.

An dieser Stelle beginnt der Dialog zwischen dem Historiker, der zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft gehört, und dem Text, der von einem zur vergangenen Sprachgemeinschaft gehörenden Autor geschrieben wurde. Allerdings wurde der Text gerade durch den Historiker aus den Quellen mit Interesse ausgewählt. Wenn der Text jedoch durch den Historiker, und zwar mit der Sprache und dem Begriff der Gegenwart, gedeutet wird, setzt er dem Historiker seinen eigentlichen Charakter entgegen, der für ihn zunächst nicht verstehbar oder nur noch vage faßbar ist. Es ist gerade das, was das „Vetorecht“ der Quellen genannt wird. Durch diesen Widerstand des Textes, den Widerstand nämlich, der, genau gesagt, eigentlich durch die den Text konstituierende vergangene Sprache und ihre Begriffe geleistet wird, wird der geschichtliche Sinn des Historikers erweckt, und erst da beginnt eine geschichtliche Untersuchung. Um den zunächst für ihn verborgenen Sinn des Textes zu erfassen, muß der Historiker den betreffenden Text mit anderen zeitgenössischen Texten vergleichen und zudem andere kontextuelle Untersuchungen durchführen. Die geschichtliche Untersuchung ist aber in Wirklichkeit noch komplizierter, und zwar weil es zwischen der Sprache und dem Begriff immer Konvergenz und Divergenz gibt.<sup>45</sup> Wörter wie „Familie“, „Staat“ und „Nation“, die sich fast überall in der Geschichte finden, tragen je nach den Zeiten die verschiedensten Begriffe in sich. Wörter wie „Pöbel“ und „Proletariat“, die sich dagegen sprachlich voneinander unterscheiden, wurden im Vormärz trotz Marx' idealistisch-revolutionärer Deutung des letzteren Ausdrucks in Wirklichkeit als fast gleichbedeutender Begriff verwendet. Die Geschichtsforschung muß nicht nur den Unterschied zwischen der vergangenen und der gegenwärtigen Sprache und der jeweiligen Begriffe, sondern auch die Konvergenz und Divergenz zwischen Sprache und Begriff in Betracht ziehen. Erst durch diese detaillierte Untersuchung des Textes und dessen Kontextes kann der Historiker die eigentliche Bedeutung des Textes zwar womöglich nicht ganz, aber mindestens annäherungsweise verstehen. „Streng genommen“, so sagt Koselleck, „kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir aufgrund

der Quellen nicht machen dürfen. Die Quellen haben Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutung zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können“.<sup>46</sup> Überdies ist der Stil der Geschichtsschreibung auch keineswegs *beliebig*, weil er von dem Text und dem durch dessen kontextuelle Untersuchung vermittelten Bild der Vergangenheit bestimmt ist. Die Geschichte des Massenmords in den Konzentrationslagern unter dem Nationalsozialistischen Regime und die der Terrorherrschaft unter Lenins Macht sowie der daraus folgenden großen Hungerkatastrophe, die erst durch die Öffnung der geheimen Partei- und KGB-Archive nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ans Licht gebracht worden sind, können keineswegs als eine Komödie oder als eine Romanze beschrieben werden.<sup>47</sup>

Auf die Frage, was Geschichte ist, hat einmal der englische Historiker Edward Hallett Carr geantwortet, daß die Geschichte „ein fortwährender Prozeß der Wechselwirkung zwischen dem Historiker und seinen Fakten, ein unendlicher Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit“ sei.<sup>48</sup> Diese im Grunde durchaus zutreffende Antwort muß aber teilweise korrigiert werden. Die Fakten, mit denen der Historiker einen Dialog führt, als „seine Fakten“ zu bezeichnen, führt zu weit, unter Umständen sogar zum Subjektivismus. Die Fakten werden zwar durch den Historiker aus den Quellen mit Interesse ausgewählt und werden letztlich erst durch seine Deutung zu Fakten, und insofern können sie als „seine Fakten“ bezeichnet werden, aber der Text, aus dem der Historiker seine Fakten konstruiert, verbietet ihm, wie gesehen, jede beliebige Deutung. Der Text, mit dem sich der Historiker beschäftigt, gehört wesentlich zur Vergangenheit. Überdies werden „seine Fakten“ im Spiegel der Forschungsgeschichte und in einem Dialog mit anderen Historikern geprüft und unter Umständen korrigiert. Dadurch wird die Objektivität „seiner Fakten“, wie Humboldt über die Sprache sagte, „gesteigert“. Die Fakten hören auf, „seine Fakten“ zu sein. Sie werden die allgemein anerkannten Fakten, auf denen der Historiker wenn nicht ein wahres, so doch ein wahrscheinliches Geschichtsbild entwerfen kann. Humboldts geschichtlich orientierte Sprachphilosophie dient

zweifellos als erkenntnistheoretische Grundlage für die empirische Geschichtswissenschaft, die ohne sie in einen Agnostizismus und Nihilismus getrieben wird.

#### Anmerkungen

- 1 Benedetto Croce, *Theorie und Geschichte der Historiographie und Betrachtungen zur Philosophie der Politik*, bearb. und übers. von H. Feist und R. Peters, Tübingen 1930, S.14ff.
- 2 R. G. Collingwood, *The Idea of History*, London, Oxford, New York 1961, S.205ff.
- 3 Vgl. Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: *Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft*, hrsg. von Koselleck u. a., München 1977, S.45f.
- 4 Vgl. z. B. Jacques Derrida, *Grammatologie*, übers. von H.-J. Rheinberger und H. Zischler, Frankfurt a. M. 1974, S.86ff.
- 5 Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore, London 1973.
- 6 Franz Ankersmit, *History and Tropology. The Rise and Fall of the Metaphor*, Berkeley 1994, S.180.
- 7 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. von Ch. Bally und A. Sechehaye, übers. von H. Lommel, Berlin, New York 2001, S.79ff.
- 8 Derrida, *a.a.O.*, S.27. - Vgl. Russel Daylight, *What if Derrida was wrong about Saussure?* Edinburgh 2011, S.173ff.
- 9 Saussure, *a.a.O.*, S.37ff.
- 10 Michael N. Forster, *German Philosophy of Language. From Schlegel to Hegel and Beyond*, Oxford, New York 2011, S.3.
- 11 Klaus Giel, Philip Mattson, Einführung in die sprachphilosophischen Schriften, in: Wilhelm von Humboldt, *Werke in fünf Bänden*, hrsg. von A. Flitner und Klaus Geil, [im folgenden *Werke*] Bd.V, Darmstadt 1981, S.444f.
- 12 Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *Werke*, Bd.III, Darmstadt 1979, S.184.
- 13 Peter Berglar, *Wilhelm von Humboldt mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1970, S.130.
- 14 *Ebenda*, S.146.

- 15 *Ebenda.*
- 16 Vgl. Hans-Ernst Schiller, *Die Sprache der realen Freiheit. Sprache und Sozialphilosophie bei Wilhelm von Humboldt*, Würzburg 1998, S.11ff.
- 17 Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, *Werke*, Bd.III, S.448.
- 18 *Ebenda*, S.418.
- 19 *Ebenda*, S.422.
- 20 *Ebenda.*
- 21 *Ebenda*, S.428f. – Vgl. auch ders., Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *a.a.O.*, S.153f. und 195.
- 22 Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, *a.a.O.*, S.426.
- 23 *Ebenda*, S.419 und 422.
- 24 *Ebenda*, S.429.
- 25 Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *a.a.O.*, S.225.
- 26 *Ebenda.*
- 27 Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, *a.a.O.*, S.437. [Ergänzung: J.K.]
- 28 *Ebenda*, S.461.
- 29 *Ebenda*, S.438.
- 30 *Ebenda.*
- 31 *Ebenda*, S.439.
- 32 *Ebenda*, S.419.
- 33 Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *a.a.O.*, S.227.
- 34 Ders., Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, *a.a.O.*, S.419.
- 35 Ders., Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *a.a.O.*, S.160.
- 36 Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, *Werke in zwanzig Bänden*, redig. von E. Moldenhauer und K.M. Michel, Bd.10, Frankfurt a. M. 1970, S.271.
- 37 *Ebenda*, S.257.
- 38 *Ebenda*, S.278.

- 39 Hans-Ernst Schiller, *Die Sprache der realen Freiheit*, a.a.O., S.101.
- 40 Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, *Werke*, Bd.1, Darmstadt 1980, S.69ff.
- 41 Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, *a.a.O.*, S.92f.
- 42 Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, *a.a.O.*, S.438.
- 43 Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, *a.a.O.*, S.228.
- 44 Vgl. *ebenda*.
- 45 Reinhard Koselleck, Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989, S.107ff.
- 46 Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: *Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft*, a.a.O., S.45f.
- 47 Perry Anderson, On Emplotment: Two Kinds of Ruin, in: *Probing the Limits of Representation. Nazism and the "Final Solution"*, ed. by S. Friedlander, Cambridge, Massachusetts, London 1992, S.64.
- 48 Edward Hallet Carr, *Was ist Geschichte?* Aus dem Englischen übers. von S. Summerer und C. Kurz, Stuttgart, Berlin, Köln 1981, S.30.